

Monatsberichte Februar und März 2020

Erst Anfang Februar, als Rebecca und ich von unserem Ausflug zum Macchu Piccu zurück ins Hostel einkehrten, wurde uns das Ausmaß unserer Reiseliste bewusst. Enstpannt ging der Januar ins Land, im Weltenbummler-Stil hatten wir uns von nichts und niemandem unter Druck setzen lassen, immer Zeit zum Ausschlafen gefunden. Damit war nun aber endgültig Schluss: das Zwischenseminar rückte immer näher. Die Todesstrecke in La Paz wollte heruntergetuckert werden, die Regenbogenberge in Peru bestaunt und Sucre noch angesteuert werden.



Auch wollte Rebecca unbedingt eine dreitägige Tour durch die Salzwüste machen. Da auf der Beschreibung dieser Tour ausdrücklich stand, man solle Sonnenbrillen einpacken, schlenderten wir am Morgen, bevor wir in den Van stiegen, über den Markt. Leider entsprach keine der Brillen unserem expliziten Modegeschmack. Ohne einen Kauf zu machen, stiegen wir in einen Van, den wir in den nächsten drei Tagen nur noch verlassen sollten, um Fotos zu machen, aufs „Klo“ zu gehen und ab und an etwas anderes als Oreos zu essen.



Wir bereuten es sofort, die salzige Luft, der Wind, aber vor allem das blendend weiße Licht der reflektierenden Wüste brannte uns in den Augen. Der Guide machte uns überzeugend klar, dass erstens unsere modische Sünde in der Wüste ohnehin niemanden interessiert und zweitens das Erhalten unseres Augenlichts Priorität hat.

Mitten in der Salzwüste also kauften wir überteuerte, zerkratzte Brillen, welche vermutlich verstorbene Reisende hinterlassen hatten.

Es stellte sich nun doch heraus, dass getrocknetes Salz seinen ganz eigenen Charme hat, auch das Schlafen in Hotels, welche komplett aus Salz errichtet waren – allerdings trotzdem kein Klopapier gratis anboten – störte mich keinesfalls. Nachts nahmen alle Reisende eiskalte Duschen, da niemand bereit war, Geld für warmes Wasser springen zu lassen.

In der letzten Nacht vergaß man Rebecca und mich in unseren Betten. Das ganze Hostel war bereits in Aufbruchsstimmung, Koffer wurden auf Vans gehievt, die ersten Touristengruppen brachen bereits auf, Rebecca und ich schlummerten noch friedlich.

Kurz vor der Abfahrt, die anderen Reisegruppen waren bereits abgereist, erinnerte man sich an die beiden Deutschen, die schon beim Frühstück gefehlt hatten.

Innerhalb von zehn Minuten mussten diese nun ihren Kram zusammensuchen und zu den säuerlich drein blickenden Tschechen steigen. Heiße, schlammspuckende Quellen, die aber widerlich rochen, besuchten wir in dieser Nacht. Ihr Dampf stieg sichtbar in die dunkle Nacht auf. Noch am gleichen Tag, abends, saßen Rebecca und ich im Nachtbus, auf dem Weg nach Sucre.

Wir rollten in meinen Geburtstag hinein. Ich starrte in die Dunkelheit vor meinem Fenster, Rebecca neben mir schlummerte bereits. Die Räder ruckelten unter uns, streng fiel der Busfahrer in die Kurven ein. Ich dachte daran, wie aufregend das kommende Jahr werden würde. Wenn wir zurück nach Rondonópolis kommen, so dachte ich, würde das neue Apartement auf uns warten.

Der Englischkurs, den ich im kommenden halben Jahr geben wollte: Er wird anstrengend werden, vollkommen außerhalb meiner Komfortzone. Aber... es wird toll werden. Im Juni werden mich meine Eltern besuchen, endlich werde ich einmal selbst Übersetzungsarbeit leisten können.

Der Bus hielt, wir stiegen auf sucrischen Boden aus. Rebecca und ich liefen zum Hostel, frühstückten in einem Café. Wir ließen uns in einem Park nieder, eine traditionell gekleidete Frau kehrte mit großen Bananenblättern den Bürgersteig. Die Stadt erwachte langsam um uns herum zum Leben.

Totmüde schlief ich bis Mittag. Nachmittags fuhren wir mit einigen deutschen Freiwilligen, unter ihnen auch ein Kurskamerad von mir, auf ein Holi-Festival. Zurück im Hostel schlief ich ein, Schuhe noch angezogen, von den Farben des Festivals bedeckt, sobald ich mein Bett berührte. Erst in der Nacht wachte ich wieder auf, Rebecca hatte mir die Schuhe ausgezogen und mich zugedeckt.



Noch an diesem Tag fuhren wir nach Cochabamba. Zum ersten Mal mussten auch die verwöhnten Brasilianer ihre Wäsche per Hand waschen. Fünf Mahlzeiten am Tag, wobei unter Snack ein ganzer Hamburger verstanden wurde, Reflexion des vergangenen Halbjahres am Morgen, Pokerspiel am Abend. Ich wurde krank.

Dann waren wir wieder am Flughafen. Das war auch die Zeit, in der bereits Plakate und Poster zum Schutz vor Corona aufgestellt wurden. Bei jeder Kontrolle versteckte ich die Rolle Klopapier, die ich mir eingesteckt hatte, versuchte, nicht zu niesen. Zwar war

die blaue Farbe vom Holi-Festival aus meinem Gesicht gewaschen worden, mittlerweile, doch ich fühlte mich schwach und krank. Rebecca und ich schlepten den Rucksack, den wir uns die zweimonatige Reise geteilt hatten, durch die letzten Kontrollen. Bei jeder Station schien er etwas kleiner zu werden, bereits nach der ersten Station unserer Reise hatte ich meine Kleidung in eine separate Jutetasche umpacken müssen, nun schlepten wir noch eine blaue Plastiktüte mit uns. Der Rucksack war ebenfalls bereits gerissen und wieder geflickt worden, doch immerhin hatten wir uns das Geld für ein zweites Gepäckstück gespart, nahmen stattdessen drei Handgepäckstücke mit in den Flieger.

Rebecca flog kurzfristig nach Deutschland.

Alleine zog ich in das Apartement, direkt neben dem Büro. Mit der Unterstützung von Freunden machte ich dringende Einkäufe, schlief auf dem Sofa. Einmal hörte ich jemanden um mein Haus

schleichen. Panisch traf ich die klügste Entscheidung und rief meinen Vater an, der mir aus Deutschland natürlich am allerbesten helfen konnte.

Doch, entgegen meiner Erwartungen, überlebte ich auch diese Nacht, fuhr am nächsten Morgen wieder ins Jugendzentrum. Langsam lief der Alltag wieder an.

Lesen, basteln, malen, Schreibschrift-Unterricht. Die Jungens aus dem Projekt waren immer stärker der Meinung, dass es so nicht weitergehen kann mit mir, ich muss endlich einen Freund finden, wie kann eine Frau auch alleine wohnen? Hier und da findet sich ein Nachbar, den die Zehnjährigen mir anpriesen.

Am Freitag, bei der Mitarbeiterversammlung und traditioneller Besprechung der kommenden Woche, fand ich einen Schinken im Kühlschrank, bemerkte nicht, dass er schlecht ist und bekam eine Lebensmittelvergiftung.

Endlich kam Rebecca nach Hause. Sofort nahm sie sich den Straßenkatzen an, auf Vorrat kaufte sie einige Kilo Katzenfutter. Als ich noch alleine war, hatten diese sich mit angedünsteten Chicken-Nuggets zufriedengeben müssen.

Wir besuchten das Projekt, aßen viel Açaí, und genossen unser neues Apartment. Englisch und Deutschkurse befanden sich in Vorbereitung. Auch meldeten wir uns für einen Portugiesischkurs an der Univerisät an, zusammen mit ein paar Brazilianern wollten wir in Zukunft die Schulbank drücken.

Die Nachricht kam unerwartet. Rebecca und ich kamen gerade aus dem Projekt zur Mittagspause heim und richteten unser Essen, als die Mail kommt:

Sachen packen, es geht nach Deutschland. Viel zu früh mussten wir uns Gedanken machen, was wir den Nachfreiwilligen hinterlassen wollen. Ohne je begonnen zu haben, endete mein Englischkurs. Nichts kommt so, wie ich es in der Nacht zu meinem Geburtstag vorhergesehen habe. Lange telefonierten wir mit Wolfgang. Ich war erleichtert, dass wir uns nicht um die Rückreise kümmern mussten. Die Flüge wurden für uns organisiert, wir mussten nur packen und in den Flieger steigen. Elisângela und ihre Schwester fuhren uns zum Flughafen. Ein letztes Mal aß ich Fleisch, wir sahen die Wasserspiele am See in Cuiabá. Ein letztes Mal trank ich aus einer frischgeschlagenen Kokosnuss. Mir war nicht klar, ob ich weinen oder lachen sollte.

Erst in São Paulo spürten wir etwas von der Krise. Menschen mit Masken, beim Zwischenstopp in Lissabon sind auch Restaurants und Sitzbereiche gesperrt. Wir rätselten, ob wir unsere Familie überhaupt umarmen dürfen. Fragen uns, ob wir je wiederkommen könnten. Ich fragte mich, wieso wir überhaupt zurückgeschickt werden mussten.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Brasilien eine deutlich geringere Rate an Corona-Patienten als Deutschland. Mein Vater und mein Bruder, der seit Juli 2019 mindestens einen Meter gewachsen sein muss, holen mich am Flughafen ab.



Mittlerweile sind wieder einige quarantine Monate vergangen. Seit ich Rebecca am Flughafen hinterherrief, dass sie mich nicht vergessen soll, habe ich sie nicht mehr gesehen. Eigentlich sollten wir noch dort sein, in Brasilien. Morgens sollte ich zur Arbeit fahren, die Kinder umarmen und mich von ihnen anmeckern lassen, dass ich mich gefälligst neben sie setzen soll.

Stattdessen sitze ich in Deutschland und das Jugendzentrum in Rondonópolis ist geschlossen. Gerade in dieser Krise, was machen die Menschen dort? Die Familien im Projekt, wie gehen sie mit den zusätzlichen Schwierigkeiten um? Arbeiten heißt, sich dem Virus auszusetzen. Nicht arbeiten heißt, dass die Teller im Haushalt leer bleiben. Die Inflation war bereits vor der Corona-Krise groß, die Lebensmittelkörbe mit den Grundnahrungsmitteln waren immer teurer geworden, der Umrechnungskurs von Euros auf Reais stieg stetig. Nicht arbeiten zu müssen ist ein Privileg. Sich in der Quarantäne schrecklich zu langweilen und nicht recht zu wissen, was man mit sich anfangen soll, sind Probleme, die sich einige Menschen wünschen.

Liebe Grüße aus Weinheim

Lydia